

Was mich (dennoch) glauben lässt

Fastenpredigt von **Univ.-Prof. Dr. Jozef Niewiadomski**

Institut für systematische Theologie

Theologische Fakultät der Universität Innsbruck

Lesung – Psalm 23

Dichter Nebel lag über der Küste. Am 4. Juli 1952, da war ich gerade ein Jahr alt, stieg Florence Chadwick in das kalte Wasser des Pazifiks. Sie wollte den 21 Meilen breiten Catalina-Kanal durchschwimmen. Sie war keine Unbekannte. Schließlich hat sie den Kanal La Manche auf ihrem Konto gehabt, den sie in beide Richtungen durchgeschwommen hat. Nun wollte sie als erste Frau den gefährlichen Catalina-Kanal überqueren. Die eisige Kälte machte ihr zu schaffen und auch die Haie, die von Trainern von den begleitenden Booten durch Schüsse abgeschreckt wurden. Immer und immer wieder versuchte sie das Ufer zu erspähen, doch der dichte Nebel machte das Land unsichtbar. Immer mehr übermannte sie das Gefühl, dass sie es nicht schaffen wird. So gab sie nach 15 Stunden und 50 Minuten auf und brach am Land zusammen. Als sie erfuhr, dass nur eine halbe Meile sie vom Ufer trennte, sagte sie zu den Reportern: „Ich suche keine Ausrede, wenn ich bloß das Land vor mir gesehen hätte, dann wäre ich sicher am Ziel angekommen“. Nicht die Müdigkeit und auch nicht die Kälte erzwangen die Kapitulation. Der Nebel war es, der ihr den Mut und das Vertrauen raubte. Ohne das Ziel vor Augen, gab sie schließlich auf. Zwei Monate später hat sie es allerdings noch einmal gewagt. Und nicht nur, dass sie es diesmal schaffte, sie schlug den bisher von Männern gehaltenen Rekord um zwei Stunden.

Liebe Schwestern und Brüder, haben wir noch ein Ziel vor Augen? Wir, die Gläubigen, die wir uns selbst am Sonntagnachmittag zum Gebet in der Kirche versammeln. Wir, unsere Kirche, die in aller Munde ist. Allerdings nicht wegen der Stärke ihres Glaubenszeugnisses und der Lebendigkeit ihrer Hoffnung, sondern wegen Missbrauch, Missmanagement und Vertrauensverlust. Wir, unsere politischen Gemeinden bis hin zur Europäischen Gemeinschaft. Haben wir noch ein Ziel vor Augen oder macht uns der Nebel der Angst, die Vernebelung durch Skandale, macht uns diese milchige Allerleisuppe des allgemeinen Anschuldigungsklimas nicht blind. Blind für den konkreten Menschen neben mir, blind für die unzähligen kleinen Wunder des Alltags, blind für das Zeugnis der tagtäglich gelebten Glaubenshaltung, die auch mich glauben lässt. Denn es gibt sie in Hülle und Fülle. Menschen, die sich

einsetzen in unseren Pfarreien, von den Ehrenamtlichen bis hin zu den kleinsten Ministrantinnen und Ministranten. Es gibt sie, Menschen, die unseren Alltag durch ihr Tun und ihr Dasein ein menschenfreundliches Gesicht geben, Menschen, die lächeln und Menschen, für die wir alle dankbar sein müssten. Denn trotz allem Anschein: So gottlos ist unsere Welt nicht! Mehr noch, sie kann gar nicht gottlos werden seit Gott selber Mensch geworden ist. Trotzdem ist die Frage nicht obsolet. Haben wir ein Ziel vor Augen oder schlagen wir bloß um uns herum in immer kälter werdendem Wasser unserer Lebensumgebung. Aufgeschreckt durch die auftauchenden Haie, in Panik geratend, weil uns die Puste ausgeht, abstürzend in die tiefsten Depressionen. Haben wir ein Ziel vor Augen? Was lässt uns, was lässt mich glauben? In dieser Zeit, in der Zeit in der der gesunde Stolz auf eine Gemeinschaft, die mir persönlich Heimat im Glauben ist, in der Zeit, wo dieser gesunde Stolz vielerorts zerbrochen ist, wo der österliche Blick vernebelt ist, weil wir Katholiken die Achtung vor unserer Kirche verloren haben, von der Liebe schon ganz zu schweigen. Wir nehmen bloß das Dornengestrüpp menschlicher Tüchtigkeit wahr. Unsere Augen sehen nicht die lodernde Flamme der göttlichen Liebe. Wir stürzen uns auf die abgebrochenen und vertrockneten Zweige des kirchlichen Dornbuschs, weil diese den Flächenbrand in der Öffentlichkeit entflammen. Wir nehmen nur den Flächenbrand des Skandals, bloß das Versagen oder Verbrechen in unseren Reihen wahr und verdrängen das erlösende Feuer der göttlichen Barmherzigkeit. Was lässt mich, den Priester dieser Kirche, glauben?

Was lässt mich glauben? So paradox es zuerst klingen mag, ist es die Besinnung auf die Kirchengeschichte, vor allem auf die Zeit der Renaissance. Ich denke da an einen Klassiker italienischer Literatur „Das Dekameron“ von Boccaccio. Dort gibt es neben vielen regelrechten Skandalstorys auch eine Geschichte über die katholische Kirche, die bestens auf unsere Gegenwart passt, eine Geschichte, die uns allen doch eine Kur schenken könnte. Eine Kur für unsere Augen, die vom Skandal entzündet sind. Worum geht es da? Ein glühender Katholik und ein gläubiger Jude streiten immer wieder über ihre religiöse Heimat. Der Katholik, der Inbegriff dessen was man Feuer und Flamme für seine Kirche nennen könnte, schafft es irgendwann, den jüdischen Freund dazu zu bewegen, dass er auf intellektuelle Art und Weise konvertiert. Eines Abends verblüfft der Jude den Katholiken und sagte: Weißt du, ich wäre bereit mich taufen zu lassen. Doch bevor ich das tue, möchte ich nach Rom fahren und schauen, ob all das stimmt was du mir da erzählst. Am Leben deiner Kirche möchte ich ihre Glaubwürdigkeit prüfen. Dem Katholiken bleibt der Mund offen vor lauter Schreck. Zu gut weiß er, was in Rom vor sich geht und wie die Kirche die Renaissance lebt. Tagtäglich Korruption, Nepotismus, Völlerei und Hurerei; und die Prälaten sind ganz vorne mit von der Partie. Die Verblüffung des Katholiken kennt aber keine Grenzen, als der von Rom zurückgekehrter Freund sich taufen lässt. Seine Entscheidung hat er folgendermaßen begründet: Eine derart

schlechte Institution, eine Institution, in der es so viel an Missmanagement gibt, so viel an Sünde, so viel an Heuchelei, eine solche Institution kann doch nicht eine rein menschliche Erfindung sein. Da muss schon Gott selber seine Finger im Spiel haben. Die Meinung ist fast zu einer klassischen Formel geworden, in die Diskussion gebracht vom Boccaccio, dem großen Literaten aus der Zeit der Renaissance. Da muss doch Gott seine Finger mit im Spiel haben! Warum dieser Verweis auf den Klassiker zu Beginn? Weil diese Satire, die Prise des Humors unter Umständen auch den Galgenhumor in unsere Situation bringt, weil sie mich in meiner Einstellung zur Kirche ein bisschen befreit, mich von der Frustration frei macht und gar immun gegen die Skandallust macht. Weil ich selber, wie wir alle, auch „Dreck am Stecken“ habe, weil ich dann meine Anschuldigungssteine fallen lasse und mir den Humor leisten kann. Hin und wieder vielleicht auch den Galgenhumor. Um diesem Galgenhumor die Bitternis der Galle wegnehmen zu können, erinnere ich mich immer wieder an das Gedicht eines polnischen Dichterpriesters, Jan Twardowski, das mir sehr wichtig geworden ist. Es ist ein Gebet: „Hundertfach heiliger Gott, starker und lächelnder Gott, du erschufst den Papagei. Die Blindschleiche, und das gestreifte Zebra riefst du ins Leben sowie das Eichhörnchen und die Flusspferde. Heute, da mir so traurig, so schwül und düster zumute ist, oh lächle über mich.“ Du, lieber Herrgott, lach mich an! Du, lieber Herrgott, lache mich an. Schwester und Brüder, haben wir noch ein Ziel vor Augen oder macht uns der Nebel ratlos und blind? Sind unsere österlichen Augen derart vernebelt, dass wir Gott, der seine Finger mit im Spiel hat, dass wir Gott nicht mehr wahrnehmen?

Was lässt mich glauben? Neben der Erinnerung an die oft katastrophale Geschichte der Kirche und das Bild des mich anlachenden Gottes ist es die Besinnung auf die „klassische Geschichte“ von zwei fastenden Menschen. Eine Geschichte, die ich immer wieder mit meinen Studenten meditiere. Es sind zwei Mönche und beide fasten. Sie fasten mehr als der Durchschnittsmensch es vermag. Doch der Unterschied zwischen beiden kann nicht größer sein. Ein menschenverachteter Fanatiker der eine, überall sieht er bloß den Teufel am Werk, verurteilt die Menschen, hasst seine Mitbrüder, weil sie ihm zu lax sind. Deswegen schickt er sie alle in die Hölle. Gegen sein unmenschliches Fasten bei Brot und Wasser vermag nicht einmal Gott etwas auszurichten, denn Gott ist ihm zum Spiegelbild seiner eigenen Seele geworden. Längst hat er die Fähigkeit der Unterscheidung der Geister verloren. Das Gesicht Gottes und die dämonische Fratze gingen bei ihm ineinander über. Und dann der Andere, Er erweckt das Vertrauen. Anstatt die Hölle zu beschwören, erzählt er immer wieder Hoffnungsgeschichten, selbst im größten Schlamassel vermag er Funken des Vertrauens zu erwecken. Er erzählt darüber, dass Jesus sich gar in die Hölle der Menschen hinein bewegt, um dort für Unterbrechung von Qualen und Hoffnungslosigkeit, um die Unterbrechung, zu sorgen. Er liebt die Menschen, mehr noch, er liebt sie in ihrer Sünde. Denn nur eine solche Liebe gleicht der Liebe Gottes.

Dieser hat ja die Menschen geliebt, als sie noch in Sünde waren. Und er liebt auch sein eigenes Leben. Auch wenn er fastet, gönnt sich bewusst diese oder jene Freude, den Zucker in den Tee und ein Gläschen. Und wer sind die beiden Mönche? Der große russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski hat diese beiden Gestalten in seinem Meisterroman „Die Brüder Karamasow“ geschaffen. Der fromme aber letztlich neurotisch ängstliche, letztlich neidische Pater Ferapont, der einzig und allein auf seine eigene Leistung setzt, auch auf die unmenschliche Leistung des Fastens. Dieser Pater gleicht dem Antichrist. Der Zweite, Pater Zossima, der Inbegriff eines Menschen mit österlichen Augen, eines Menschen, mit einem gewandelten im Herzen. Dieser Mensch trägt das Mark des Ganzen in sich, weil er erlösend wirkt auf seine Mitmenschen. Und warum? Er hat in seinem Leben eine fundamentale Umkehr vollzogen. Der Stolze, in sich selbst Verliebte, letztlich aber destruktiv wirkende Mensch, ein Mensch, der bis zur Besessenheit von der Idee geprägt war, dass er alles selber leisten muss, wie Gott – auch mir ist das nicht fremd –, dass er seine Handlungen zur Perfektion bringen muss, dieser Mensch entdeckte den Wert der Gnade! Er entdeckte den Wert Dessen, den man so oft übersieht, der aber der eigentliche Held unseres Lebens ist. Und das ist Gott selber.

Was lässt mich also glauben? Nur die Erinnerung an die oft katastrophale Geschichte der Kirche, nicht nur das Bild des mich anlachenden Gottes, nicht nur die Besinnung auf die zwei denkbar unterschiedlichen Gestalten des Glaubens, des menschenfeindlichen, menschenverachtenden Asketen und des menschenfreundlichen Mönchs, dessen Lebensmaxime lautet: „Gott liebt die Menschen in ihrer Sünde“. Noch etwas ist da, worüber ich reden möchte und auch in diesem Zusammenhang durch die Form einer kleinen Geschichte, die mir nie aus dem Kopf geht. Worum geht es da? Alle guten Dinge sind drei, also zum dritten Mal eine Geschichte: Die Augen der Kinder glänzten, als sie den berühmten Akrobaten sahen, der mit ihnen sprach. Die Kinder haben gerade die Nachmittagsvorstellung im Zirkus besucht. Sie sahen diesen Akrobaten als Flieger oben auf dem Trapez. Es hat ihnen regelrecht den Atem verschlagen, als sie den halsbrecherischen Salto mortale sahen. Nun saß er da, direkt vor ihnen und erzählte von seiner Jugend, von seinem Training und seinen Hobbys. Und dann fragte er die Kinder: „Was glaubt ihr, wer ist der eigentliche Star des Trapezes“. Du, schrien alle Kinder unisono. Falsch, sagte der Akrobat. Der eigentliche Held und damit auch der eigentliche Star, das ist mein Fänger. Ich mache bloß ein paar Drehungen in der Luft, Er dagegen – die Kinder hielten den Atem an – Er muss mich fangen, ganz präzise in jenem Bruchteil der Sekunde fangen, wenn ich auf ihn in der Luft zu steuere. Ich strecke nur meine Arme aus, fliege und warte, dass er mich auffängt. Die Augen der Kinder wurden größer und größer. Sie glaubten, der Flieger will sie absichtlich täuschen. Eines der Kinder traute sich zu fragen: Und du? Du machst du gar nichts? Der Flieger lächelte und sagte: Eigentlich nicht. Wisst ihr, das wäre das Schlimmste was ein

Flieger tun könnte, wenn er versuchen würde, den Fänger selber zu fassen. Er würde nur seine Handgelenke verstauchen und auch die Handgelenke seines Fängers. Merkt euch bloß eines: "Der Flieger fliegt, der Fänger fängt. Der Flieger muss vertrauen, der Fänger darf das Vertrauen nicht enttäuschen". Verdutzt saßen die Kinder da.

Liebe Schwester und Brüder. Warum diese Geschichte? Was lässt mich, den Priester der katholischen Kirche, den Jozef, den Menschen, was lässt mich glauben, in der katholischen Kirche glauben? Das Geheimnis der katholischen Kirche ist natürlich auch das Geheimnis ihrer vielen Heiligen, der ganz großen alten Heiligen aber auch der ganz modernen Heiligen. In der Sakristei hängt ein Bild von Franz Jägerstätter. Das sind die himmlischen Flieger, heilige Menschen, die das christliche Leben – so denken wir – zur Perfektion gebracht haben. Menschen, die auf dem himmlischen Trapez unglaubliche Stücke vollbracht haben. All diese himmlischen Flieger stellen uns aber die gleiche Frage, die der Flieger bei der Erzählung an unsere Kinder stellte: Glaubt ihr, dass wir die Stars des himmlischen Trapezes sind. Nein, unser Fänger ist es. Wir haben bloß ein paar Drehungen in der Weltgeschichte vollbracht. Wir sind mehr recht oder schlecht durch die Luft geflogen. Er dagegen, unser göttlicher Fänger, hat uns aufgefangen. Er hat seine Finger mit im Spiel, ihm allein gebührt der Applaus. Das Einzige was wir getan haben und uns zugute halten können ist vielleicht das Faktum, dass wir ihm vertrauten. Vertrauten, dass er uns fangen wird, vertrauten, dass er uns auffangen wird, dort, wo wir fliegen. Denn gerade dieses Vertrauen machte uns selbstsicher, in unseren Sprüngen und Flügen durch die Lüfte. Hätten wir bloß auf unser Mäuseherz geachtet, auf unser Herz, das voller Angst ist, so würden wir immer noch auf dem Trapez stehen, schweißgebadet, unsicher, zu jedem Risiko unfähig. Gelähmt durch die Erfahrung des Versagens und des schlechten Krisenmanagements! Das Einzige, was wir uns zugute halten können, ist vielleicht das Wagnis des Glaubens, daran dass er unser Herz wandeln kann, unser vertracktes Herz entflammen kann. Das Wagnis des Glaubens, das er uns gerade angesichts der vielen Katastrophen in der Konfrontation mit den Abgründen des Lebens, in der Konfrontation mit der schrecklich versagenden Kirche, dass er uns da die österlichen Augen schenkt, mit deren Hilfe wir dann den Absprung wagen. Nur das Vertrauen, das er uns auffängt, ließ uns springen. Denn Gott lächelt uns nicht bloß an und lässt uns dann fallen, er fängt uns auf.

Was lässt mich also glauben, was lässt andere Menschen glauben? Vor ein paar Jahren habe ich in der Zeitung „Die Zeit“ ein überzeugendes Interview mit einem großen deutschen Schauspieler, Traugott Buhre, gelesen. Der 80-Jährige erzählte, dass immer dann, wenn er auf der Bühne steht und ihn panische Angst des Versagens überfällt – ihn den absoluten Profi, den Flieger wenn sie so wollen, der auf

allen deutschen Bühnen zu Hause war –, weil er dann denkt, vor mir sitzen da Menschen, die bloß darauf warten, dass ich versage, dass ich stolpere, dass ich den Text vergesse, dass er gerade dann den Vers des Psalm 23 betet: „Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde und schenkt mir reichlich ein“ (so die Übersetzung, die er gelernt hat). Auf der Bühne stehend, im Scheinwerferlicht, den Abgrund des Versagens vor Augen, erlebt er immer wieder das Wunder und sagt deswegen, dass das Gebet sein Herz verwandelt. „Du deckst mir den Tisch“: Da taucht vor meinen Augen – bekennt er – das pralle Leben auf, das Leben unter Stress, das Leben ohne sich bewähren müssen, das Leben ohne die Angst, dass ich mich bloßstelle, so dass die Kritiker merken, auch ich koche bloß mit Wasser. Es taucht vor meinen Augen das pralle Leben in bester Qualität, bereitet nicht durch die Gunst des Publikums, das einmal klatscht, das andere Mal pfeift, bereitet nicht durch meine eigene Arbeit. Bereitet durch Gott, dem ich traue! Gott, der mich auffängt und das vor den Augen jener, die mir neidisch sind. Jener, die mir gerne Steine in den Weg werfen würden, jener, die mich sprichwörtlich in einem Löffel Wasser ertränken würden. „Du schenkst mir reichlich ein“: vor den Augen meiner Kritiker, meiner Konkurrenten, meiner Neider. Bei diesem Bild, des mir einschenkenden Gottes, da ist die Angst weg, sagt der 80-jährige Traugott Buhre. Er weiß, Gott ist auf seiner Seite, da weiß er sich behütet durch den Fänger. Und der alte Mann bekennt, er sei dankbar seinen Eltern gegenüber, dass sie ihn diesen Psalm nicht nur lernen ließen, sondern ihm, dem Kind, geradezu den Text einbläuten, als Erklärung des Namens, den sie ihm gegeben haben: Traugott. Trau Gott, denn der Herr ist dein Hirte: Dies ist zum zur „Leibspeise“ geworden. Es begleitete den knapp 15-Jährigen 1945 bei seiner Flucht aus Ostpreußen, bei dem er fast ums Leben gekommen wäre. Es begleitete ihn bei der beispiellosen Krise seiner Familie, als die Frau – hochdepressiv – nicht nur sich selber, sondern auch die Kinder umbringen wollte. Da haderte er mit Gott und doch wollte Traugott sein Vertrauen auf den Fänger nicht über Bord werfen. Seine Dankbarkeit den Eltern gegenüber sollte uns stärken im Vertrauen auf den Wert der Weitergabe des Glaubens, des christlichen Glaubens, des katholisch gelebten Glaubens, zu dem auch die vielen menschlichen Fänger gehören. Das sind die Heiligen, aber das sind auch die Menschen, die neben mir und mit mir leben. Was soll das heißen?

Was lässt mich glauben? Als ich zwölf Jahre alt war, ist meine Mutter gestorben. Am Friedhof nahm mich eine alte Frau bei der Hand und sagte: „Du brauchst keine Angst zu haben, die Mama wird auf dich vom Himmel schauen“. Dieser einfache Satz, der Satz einer einfachen Frau hat mich mein Leben lang begleitet. Jemand fängt mich auf. Liebe Schwestern und Brüder, wir sind alle mit dem Flieger aus der Erzählung vergleichbar. Einige drehen sich kunstvoller, einige ein bisschen patschiger. Unsere Trapeze sind verschiedentlich aufgespannt. Bei einigen in ihrem Leben ist es besser aufgehängt, bei den anderen am Abgrund, oft dem Abgrund einer

Krankheit. Uns allen stockt aber immer wieder der Atem, wenn uns die Angst übermannt und unser Herz dem Herz einer ängstlichen Maus ähnlich wird. Wir alle sollen uns wie der Flieger auf den Fänger verlassen, dem Gott trauen und dem Ziel, das er uns schenkt. Dieses Ziel auch mit unseren österlichen Augen sehen. Das Ziel, das immer da ist, trotz aller Vernebelung der Gegenwart.

Was lässt mich also glauben, glauben auch heute? Ich hoffe, es klingt nicht vermessen, wenn ich diese lange Predigt in vier Punkten zusammenfasse:

1. Es ist Gott selber, der seine Finger im Spiel hat, damit seine Kirche, obwohl sie oft versagt, nicht untergeht, ihres Missmanagements wegen.
2. Es ist Gott selber, der mich nicht nur anlächelt, sondern auffängt, wie der beste Fänger.
3. Es ist Gott selber, der auf meinem Lebensweg unzählige Menschen gestellt hat, die wie Pater Zossima, mir beigebracht haben, nicht durch den erhobenen moralischen Zeigefinger, nicht durch den Stein, den sie auf mich geworfen haben, sondern durch ihre Lebenshaltung mir beigebracht haben, dass Gott mich, den Sünder liebt, auch oder gerade in meiner Sünde.
4. Es ist Gott selber, der mir immer wieder vor den Augen meiner Feinde den Tisch bereitet und mir reichlich einschenkt. Auch ich muss hin und wieder in finsterner Schlucht wandeln. Auch ich verliere immer und immer wieder das Ziel vor Augen. Von vielen Nebeln der Gegenwart vernebelt; und trotzdem glaube ich, sagen zu können, das mir immer wieder neu die Erfahrung der Gnade zuteil wurde, weil ich, wie der Traugott Buhre immer wieder neu lernen konnte, diesem Gott zu vertrauen. Vertrauen, dass er mich immer wieder auffängt.

Ich bin mit 24 Jahren Priester geworden, inzwischen bin ich knapp 68. Wenn ich heute die Entscheidung treffen würde, ich würde wieder Priester werden. Im Vertrauen, dass gerade in meiner Schwäche – wie gesagt: jeder hat Dreck am Stecken –, dass gerade in meiner Schwäche mich Gott liebt, so wie ich bin und mich auch auffängt: ER, der Beste aller Fänger!